

Gedenkschrift zum
450. Geburtsjahr

Seiner Exzellenz

**Johannes Tserclaes
Graf von Tilly**

Herr zu Marbais und Breiteneck

geboren im Februar 1559

kurbayerischer und kaiserlicher Generalleutnant

Mitglied der Marianischen Kongregation in Köln

Stifter der Rosenkranzbruderschaft in Breitenbrunn und eines
immerwährenden Benefiziums in der Heiligen Kapelle zu Altötting

selig im Herrn entschlafen in Ingolstadt am 30. April 1632

bestattet in Altötting.

An einem Septembernachmittag ritt Tilly durch die Lüneburger Heide nach Winsen an der Luhe, wo er Quartier nehmen wollte. Er saß auf einem Schimmel, einige Adjutanten folgten ihm, dann kamen Wagen, die langsam durch den Sand rollten. Seine Gedanken trugen sich damit, dass es mit dem Frieden doch noch lange Wege haben werde, obwohl er den Dänenkönig niedergeworfen hatte; derselbe führte noch hohe Worte und hatte erst kürzlich wieder Geld von England und den Staaten erhalten.

Indem er aufsaß, fiel sein Blick auf einen Schafhirten, der, auf einen Stock gestützt, den kriegerischen Zug betrachtete, während die Schafe, in einen Haufen gedrängt, zwischen den purpurnen Heidekraut standen. Der Himmel war grau und still, die Luft warm, nichts bewegte sich als die langsam wie ein fernes Segelschiff vorrückende Herde. Tilly dachte bei sich, wie wohl dem Manne sein müsse, der nun bald zu seiner Hütte zurückkehrte; immer begleitete ihn diese treue Ebene, harrte und hütete seiner eine hohe Föhre oder ein immergrüner Wachholderbaum oder ein breites Haus mit samtschimmerndem Moosdach. Auch die ernsthaften, schweigsamen Menschen gefielen ihm besser als die vom Rheine.

Einige Tage später kam der Amtmann mit rotem Kopfe und brachte unter vielen Entschuldigungen vor, es hätten ein paar Soldaten einen Schafhirten erschossen, der seine Schafe gegen sie hätte verteidigen wollen. Es sei großes Geschrei und Jammer im Dorfe; er wisse der wütenden Bauern nicht mehr Herr zu werden.

Tilly sagte, er habe die Obrigkeit oft und oft ermächtigt schuldige Soldaten festzunehmen und nach Gebühr zu bestrafen; ob man denn die Schuldigen kenne und ihrer habhaft geworden sei? Ja, sagte der Amtmann, sie hätten auch gestanden und der Profos wolle sie henken; da seien andere Soldaten in Haufen gekommen, murrten und wollten es nicht leiden. Er wolle sofort selbst kommen, sagte Tilly, stieg zu Pferd und ritt dem Amtmann so schnell voran, dass der kaum nachkommen konnte. Vor der nächsten Ansiedelung traf er auf die zusammengerotteten Soldaten, die aber Platz machten, als sie den General kommen sahen, ritt mitten hindurch, hielt an und fragte, wo die Leute seien, die den Schäfer erschossen hätten; sie sollten sich melden. Nach einer Pause traten zwei hervor, der eine mit gesenktem Kopf der andere dreist und böse Tilly ins Gesicht blickend. Der Alte fuhr sie rauh an: ob sie die Gesetze nicht kennten? Wie sie dazu gekommen wären einen friedlichen Hirten, der seine Schafe weidete, zu töten? Ob das eine Tat eines christlichen Soldaten würdig sei? Ob sie nicht selbst einsähen, dass sie den Tod verdient hätten? Womit sie sich entschuldigen wollten? Der eine von beiden antwortete trotzig: sie hätten Hunger und nichts zu essen. Tilly zögerte einen Augenblick; er wusste, dass trotz seiner Mahnungen der Sold seit langem ausgeblieben war und das die Bauern mit ihren Lieferungen im Rückstand zu bleiben anfangen; der Amtmann hatte erst kürzlich geklagt, sogar die Mäuse stürben Hungers, weil sie weder ein böses Exempel geben und der Sache schaden könne, zumal er nicht in Feindesland sei; darum sagte er kurz, die Gesetze müssten gehalten werden, die Schuldigen sollten sich zum Tode bereiten, Hunger entschuldige Raub und Mord nicht. Die übrigen sollten sich durch die Exekution warnen lassen und sich nie wieder der heiligen Justiz in den Arm zu fallen anmaßen. Vor seinem strengen Blick wagte keiner sich zu rühren, die Schuldigen ließen sich stillschweigend ergreifen und hingen in wenigen Minuten leblos von den Zweigen einer in der Sonne flimmernden Birke herunter.

Traurig ritt Tilly heim, von Sorge gequält, wie es mit der Disziplin und dem Soldatenwesen werden sollte, wenn der Krieg noch immer kein Ende nähme und die Unlust der Fürsten den Beutel zu ziehen größer statt geringer würde. Die geistlichen Fürsten, die Schatzkammer und Speicher voll hatten, speisten ihn mit Ausreden und Entschuldigungen ab, indes er nicht wusste, wie er mit gutem Gewissen die Ordnung zwischen dem armen, gequälten Bauersmann und dem hungernden Soldaten aufrechterhalten sollte. Wie das Vieh wurden die Soldaten geachtet, das zum Abschlachten gekauft wird und schlechter, da man ihnen nicht einmal das Futter oder den bedungenen Lohn reichte. Er hatte stets seine Ehre darin gesucht den Krieg so

zu führen, dass dem Soldaten und dem Landmann sein Recht werde, soweit es möglich sei und er wunderte sich, dass der Herzog von Bayern, sein Herr, ihn nicht besser darin zu unterstützen und die Ligafürsten zu ihrer Pflicht anhalten könne. Dann dachte er an Wallenstein, wie der seine Soldaten hausen ließ, wie der Kaiser ihn hochhielt, wie Offiziere und Soldaten ihm zuliefen, wie Freund und Feind vor ihm zitterte und wie die Welt von seinem Ruhme voll war. Mühsam überwand er solche Gedanken, indem er bei sich ein Gebet zu Gott und der heiligen Jungfrau sprach; diesen, dachte er, solle das Gericht überlassen sein.

Ricarda Huch, Leipzig 1914.

... und Kurfürst Maximilian sprach: „So ist der Krieg gewesen. Dämonen kämpften hüben und drüben. Wenn ich sie mir alle vor Augen rufe, den Mansfelder und den Halberstädter, die wie die ersten weißen Wolkenfetzen vor dem Wetter dahinfahren und darauf die Mächtigen, den Friedländer und den König, der da unten vom weißen Rosse stürzte, so scheint mir nur Einer höherer Art zu sein. Nur in Tillys Herz fanden die Dämonen keinen Unterschlupf, und darum weiß ich ihn mit keinem Kriegshelden zu vergleichen.“

Reinhold Schneider: Die letzte Reise des Kurfürsten Maximilian

Johann Tserclaes Graf von Tilly, der treffliche, aber von seinen Gegnern vielgeschmähte Feldherr der Liga im Dreißigjährigen Kriege, wurde im Februar 1559 zu Tilly (unfern von Brüssel) geboren. Mehrere Jahre lang war der Schüler der Jesuiten in Köln und neigte schon früh zur asketischen Frömmigkeit. Doch überwog sein Beruf für den Kriegsdienst. Zuerst diente er im kölnischen Kriege gegen Gebhard Truchseß von Waldburg, dann unter Alexander von Parma, der ihm zum Vorbild wurde, ferner im Solde des Herzogs von Lothringen. Mehr jedoch lockte ihn der Kampf gegen den Erbfeind der Christenheit (seit 1595); im Türkenkrieg brachte er es zum Oberst, dann zum General und endlich (1605) zum Feldmarschall. Als solchen fand ihn der Ausbruch des Bruderzwistes zwischen Rudolf II. und Matthias. Sein Dienst unter dem Kaiser endete 1608, als dieser sich selbst verließ.

Nun folgte er (1610) dem Ruf der Herzogs Maximilian von Bayern, des Hauptes der Liga, dem er in der Ausführung des Planes, alle gesunden Männer des Volkes zur Wehrfähigkeit heranzubilden als Generalleutnant zur Seite stand.

Mit dem Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges eröffnete sich für Tilly das Feld, auf welchem seine Haupttätigkeit verlaufen sollte. Doch verging seit dem Fenstersturze zu Prag (Mai 1618) noch über ein Jahr, bis sich Herzog Maximilian und die Liga zum nachdrücklichen Einschreiten für den bedrängten Kaiser entschlossen. Nun zog das ligistische Heer durch Ober- und Niederösterreich und vereinigte sich mit dem kaiserlichen General Buquoy, und der Sieg am Weißen Berge bei Prag am 8. November 1620, der den Aufstand der böhmischen Großen niederschlug, war hauptsächlich das Werk Tillys. Indessen hatte der vernichtende Schlag bei Prag nur die böhmische Rebellion getroffen.

Es lag aber vielen Mächten in Europa daran, dass die Macht des Kaisers nicht erstarke, und darum das Reich nicht zur Ruhe komme. Vor allen anderen erstrebte dies die Republik Holland; wie sie die böhmischen Großen und ihren Winterkönig Friedrich mit Geld unterstützt hatte, so zahlte sie für jeden Abenteurer, der im Namen des flüchtigen Friedrich sich erhob, das zum Beginne nötige Geld. Der Fortgang machte sich dann leichter durch die Betätigung des grausigen Satzes: Der Krieg ernährt den Krieg. Das Beispiel in dieser Bezeichnung gab zuerst Peter Ernst von Mansfeld. Wie die böhmischen Rebellen getan, so erhob auch dieser Landverderber den Ruf des Religionskrieges. Da dem Kaiser Ferdinand II. nach Wesen hin kein Heer zu Gebote stand, unterstellen ihm Maximilian und die Liga das ihrige mit ihrem Feldherrn Tilly.

Von da an beginnt für den nunmehr 62-jährigen Mann seine Laufbahn im großen Stile. Die Instruktion, welche er für seine Feldherrntätigkeit erhielt, kennt man bisher nur aus der spätern für Wallenstein. In dieser heißt es:

„Vornehmlich soll er den Prätext der Religion, dessen unsere Feinde bisher am allermeisten zur Bedeckung ihrer rebellischen Anschläge und Interessen gebraucht, so viel möglich ihnen benehmen, und, unseren Patenten gemäß, denjenigen, die zu unserem Gehorsam treten, von unseretwegen zusagen und versprechen, in ihrer Religion und Ceremonien der Augsburgischen Confession keinen Eintrag zu tun, auch in Betreff ihrer inne habenden Stifter dasjenige zu halten und in allem nachzukommen, was unser und des Reiches lieber getreuer Johann Tserclaes Graf von Tilly ihnen zugesagt und wir nachher confirmirt und bestätigt haben.“

Das betreffende Schriftstück ist eines der wichtigsten Dokumente für die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges. Es beweist, dass der Name R e l i g i o n s k r i e g von Seiten der Angriffspartei eine Lüge war; freilich eine Lüge, die stets wieder erneuert wurde, nicht bloß von Mansfeld bis zu Gustav Adolf und Torstensson, sondern bis zur Gegenwart. Kein Anderer hat mehr darunter leiden müssen, als eben Tilly, obschon gerade er die Kraft seines Lebens daran setzte, dem Jammer dieses sogenannten Religionskrieges ein Ende zu machen.

Es gelang dem aalglatten Mansfeld im Jahre 1621, sich der bereits wider ihn erhobenen Hand Tillys zu entwinden. Nicht so glückte dies den zwei anderen Abenteurern fürstlichen Standes, die, gleichen Schlages wie Mansfeld, nur im Entweichen minder schlaue als er waren: dem Herzog Christian von Braunschweig und dem Markgrafen Georg Friedrich von Baden – Durlach. Tilly kam über sie und zerschlug die Scharen des einen wie des anderen mit je einem wuchtigen Streiche. Den Mansfeld drängte er wenigstens aus dem Elsaß westwärts hinaus. So war gegen Ende des Jahres 1622 der deutsche Boden rein von den Verderbern.

Da schleuderten die Häupter der Republik Holland, bei denen Mansfeld und Christian sich zum Zwecke weiterer Aufträge eingefunden, die zwei Feuerbrände abermals ins Reich hinein. Wiederum kam Tilly über sie; er zertrümmerte zuerst die Scharen Christians bei Stadtlohn an der holländischen Grenze. Gerne wäre er mit seinem Kriegsheere nach Holland hineingezogen, um dort die Anfächer des Kriegsfeuers im deutschen Lande heimzusuchen; allein die kurzsichtige, nur auf die unmittelbare Verteidigung bedachte Furcht der Häupter der Liga verstattete es nicht. Den Mansfeld, der Krieg führte nur um Kriegens, nicht um Schlagens willen, drängte Tilly im äußersten Nordwesten des Reiches abermals hinaus.

Das Jahr 1624 war friedlich, aber doch nur äußerlich. Denn wie die Häupter der Republik Holland, so grollten auch die Mächte England und Frankreich über die Siege Tillys für Kaiser und Reich. Diese Stimmung erkennend, boten sich der Schwede Gustav Adolf, dann auch der Däne Christian IV., in London, in Paris, im Haag als Söldnerhäupter an. In diesem Wettlaufe trug der Däne, weil wohlfeiler, den Sieg davon. Ihm wurden von England, Frankreich und Holland Subsidien bewilligt. Dazu gewann Christian nicht zwar die Bevölkerung in Niedersachsen, aber einige der dortigen Fürsten von notorisch beschränkter Einsicht.

Bereits im Frühling 1625 machte sich Tilly keinen Hehl daraus, dass ein Kriegsgewitter aufziehe, schwerer als bisher, welchem er mit dem Heere der Liga allein nicht gewachsen sein würde. Er bat um Nachschub. Dies war der Anlass, dass Maximilian den Kaiser aufforderte, selber ein Heer zu entsenden. Die Wahl des Kaisers fiel auf Wallenstein als Feldherr für ein Heer, das durch Werbung erst noch zu schaffen war. Das neue kaiserliche Heer war grundverschieden von demjenigen der Liga. Letzteres ward aus Beiträgen der Liga besoldet, wenigstens dem Prinzip nach; Wallenstein dagegen hatte als fast alleiniges Mittel zur Erhaltung seines Heeres die Kontributionen, die er ausschrieb nach seinem Ermessen. Dazu war er selber der

kaiserliche übersetzte Mansfeld, der den Zweck des Kriegens bemaß nach dem Interesse seiner Habgier und seiner Herrschsucht.

Es war Tilly beschieden, auch auf den Dänenkönig die entscheidenden Streiche zu führen: den ersten durch seinen Sieg bei Lutter am Barenberge im August 1626, den zweiten durch seinen Übergang über die Elbe bei Lauenburg, im Angesichte der Dänen, im August 1627. Die Dänen, entmutigt, eilten nordwärts. Dann kam auch Wallenstein herzu, den Sieg zu vollenden. Er trieb den Dänenkönig über das Festland der jütischen Halbinsel hinaus bis über das Meer. Die Früchte der Siege Tillys fielen ihm zu. Aber sein Verlangen ging höher hinaus; er forderte und erhielt von dem übel beratenen Kaiser das Herzogtum Mecklenburg. Um dasselbe sich bleibend zu sichern, schloss er mit dem Dänenkönig den Frieden von Lübeck nach dessen Begehren 1629. Trotz des Friedens war die Last des auf die deutschen Länder drückenden Heeres der Wallensteiner nicht verringert. Die Umgebung des wohlwollenden Kaisers ließ bei diesem nicht die Erkenntnis aufgehen, dass bei den deutschen Fürsten und Völkern das Verhalten seines ihm, wie er meinte, unentbehrlichen Feldherrn ihm selber zur Last gelegt werde. Erst auf dem Kurfürstentage zu Regensburg, im Sommer 1630, traten diese Klagen der Fürsten und der Völker an den Kaiser unabweisbar heran, und er musste Wallenstein entlassen.

Damals aber hatte den deutschen Boden bereits der Schwedenkönig betreten, der, mit der begründeten Hoffnung auf französischen und holländischen Sold, die Verwirrung und die Unzufriedenheit im Reiche für die Zwecke seiner Eroberungen auszubeuten gedachte. Ihm musste ein Feldherr entgegengestellt werden sowohl für das noch übrige kaiserliche Heer als für das der Liga. Die Wahl konnte nur auf Tilly fallen. Ungern und nur aus Pflichtgefühl fügte sich der Greis, der seit langen Jahren sich nach endlicher Ruhe gesehnt, in die schwere Aufgabe, die ihm, weil er unter verschiedenen Heeren stand, die Wahl des Entschlusses nach eigener Überzeugung nicht immer frei belassen würde. Es war dies ein schwerer Nachteil für ihn einem Feind gegenüber, dem, König und Feldherr zugleich, in beiderlei Beziehung der Ruf des reifen Urteils und des kraftvollen Willens in der Ausführung voranging. Dazu war für Tilly als kaiserlichen Feldherrn unvermeidlich das Erbe des Hasses der Menschen gegen Wallenstein.

Die Strategie Tillys war darauf berechnet, den Schweden zum Schlagen zu bringen. Gustav Adolf wich aus. In der Stadt Magdeburg dominierte eine ochlokratische Faktion und schloss mit den Schweden ein Bündnis. In der Hoffnung, dass Gustav Adolf für die Rettung der Stadt ein Treffen wagen würde, belagerte Tilly sie. Der Schwede gab die Stadt preis, und sein Kommandant in derselben traf die Anstalten, dass beim Gelingen des Sturmes der Kaiserlichen das an vielen Stellen gelegte Feuer die Stadt verzehrte.

Die wichtigste Frage für beide Teile war dann die, zu wem endlich der zagende, schwankende, trunkfällige Kurfürst Johann Georg von Sachsen sich schlagen werde. Hier vor allem tritt der Nachteil in der Stellung Tillys zutage. Er forderte in München und in Wien für sich die Freiheit des Entschlusses; die Häupter der Liga aber wollten Johann Georg als ihren Mitfürsten nicht zu nahe treten, und der Kaiser gedachte ihn durch Schonung wieder zu gewinnen. Vom Ende Mai 1631 an entsandte Tilly Kurier auf Kurier mit der Bitte um unbeschränkte Vollmacht. Der Kaiser zauderte bis zum 23. Juli; die Vollmacht gelangte an Tilly am 13. August. Er konnte aber die Vereinigung Johann Georgs mit dem Schweden nicht mehr hindern.

Am 17. September erfolgte die Schlacht bei Breitenfeld, die unheilvollste, die jemals auf deutschem Boden geschlagen worden ist. Fortan lagerte sich über Deutschland die Macht der Fremdherrschaft.

Den alten Feldherrn, den das Glück langer Jahre nicht aufgebläht hatte, schlug das Unglück nicht nieder. Mit rastloser Mühe raffte er zusammen, was er vermochte, um noch einmal dem Feinde die Spitze zu bieten. Auch diesmal ward die Freiheit seines Entschlusses gelähmt. Der Kaiser berief als den Mann seines Vertrauens abermals den Wallenstein.

So verblieb Tilly als die letzte Aufgabe, dem Schweden den Einbruch in das bayerische Land zu verwehren. Bei diesem Ringen am Lech traf ihn die Todeskugel. Schwer verwundet wurde er nach Ingolstadt gebracht und starb dort am 30. April 1632. **In ihm schwand unter den Häuptern dieses Krieges die edelste Heldengestalt dahin.** Sein Grab fand er in der Peterskapelle in Altötting.

Dr. phil. Onno Klopp, Wien 1899

Tillys letzte Tage.

Vom Tage bei Breitenfeld am 17. September 1631 an hatte das Glück dem bis dahin unbesiegten Heerführer den Rücken gewandt. Aber Tilly blieb, wie er allzeit gewesen, gefasst, unverzagt, ergeben, ohne Bitterkeit gegen diejenigen, die zunächst das Unglück verschuldet. Mit Wunden bedeckt und von seinen treuen Wallonen aus dem Getümmel der Schlacht geführt, schreibt er einen Brief, den selbst einer seiner eifervollsten Ankläger, der englische Geistliche und Geschichtsschreiber Harte, ein Muster christlicher Gelassenheit einem sieggewohnten Heerführer nennt.

„Es ist Gottes Ratschluss“ – sagt Tilly in dem Schreiben – „unseren Sachen ein anderes Ansehen zu geben und uns endlich mit einer augenscheinlichen Züchtigung heimzusuchen ... Dieses kann mit Recht der Umsturz unseres Glückes genannt werden, nach welchem wir uns, statt unsere Absichten mutig durchzusetzen, den Schlummer erlaubten. Gott, der uns vielleicht aufzuwecken und uns durch dies Unglück zu ermuntern gedenkt, kräftige uns inskünftige mit einer doppelten Aufmerksamkeit und doppeltem Eifer.“

Aber es kamen weitere Prüfungen. Der Verrat umlauerte ihn. Bei Gunzenhausen legte ein von den Schweden bestochener Konstabler Feuer unter ein Pulverfass, und der ganze Pulvervorrat von 125 Zentnern flog in die Luft mit unsäglichem Verwüstung. In schmerzlichem Gram rief der alte Feldherr aus: „Ich sehe, dass das Glück mir nimmer wohlwill!“

Die Entscheidung rückt näher, und Tilly bedarf vor allem Hilfstruppen. Jeder Kränkung uneingedenk, wendet er sich an Wallenstein mit herzlich eindringlichen Bitten: „jetzt in der Stunde der Not gemeinsam mit ihm zu operieren, ihm Hilfe aus Böhmen zuzuschicken“. Aber der arglose Mann muss das Bittere über sich ergehen lassen, von dem tückischen Wallenstein, dem gegenüber er sich jederzeit edelsinnig, willfährig, opferwillig, wie ein ganzer Ehrenmann gezeigt hatte, mit schönen Worten hingehalten, getäuscht, hilflos verlassen, verraten zu werden. Er ertrug es klaglos. Es kam die Kanonade bei Rain, wo der Schwede den Übergang über den Lech erzwang, und Tilly, durch eine Falkonettkugel ins Schenkelbein getroffen, seiner Kriegerlaufbahn ein Ziel gesetzt sah. Nach Ingolstadt gebracht, vergaß der Schwerverwundete auch unter den Schmerzen und der tödlichen Erschöpfung nicht des Amtes, das er für des Reiches Ehre und Einheit so lange verwaltet, und die letzten Tage des alten Helden spiegeln seine ganze Laufbahn wieder. Er lässt sich immerfort von seinen Obersten Bericht erstatten; er lässt seine Sekretäre fortwährend in seinem Zimmer arbeiten und erteilt mit alter Geistesgegenwart seine Befehle. Noch am 25. April 1632, wenige Tage vor seinem Verscheiden, protestiert er in einem Schreiben an den schwedischen Feldmarschall Horn nachdrücklich gegen eine von den Schweden zu Augsburg ausgeübte Verletzung des Völkerrechtes. Es ist das letzte Schreiben von seiner Hand, zugleich ein letzter Beweis seiner warmen Fürsorge für den geringsten seiner Soldaten. Von da ab schwanden die Kräfte. Eine Anzahl Knochensplinter mussten aus der Wunde des zerschmetterten Beines gezogen werden. Aber kein Laut der Klage, kein Ruf des Schmerzens kam über seine Lippen. Er litt, die Seele voll patriotischer Sorge. Wenn sein bekümmertes Kurfürst zu ihm kam, um in den letzten Stunden seinen treuen Diener zu trösten, richtete sich Tilly immer wieder zu der Meinung auf: „Regensburg, vor allem hütet Regensburg!“ Denn hier lag das Bollwerk Süddeutschlands, der wichtigste Knotenpunkt zwischen Bayern

und Österreich. Kurfürst Maximilian hat auch die treue Mahnung wohl beherzigt; von dem alten Feldherrn konnte er nicht anders scheiden, als mit Tränen und Bewunderung. In dem Hause des Dr. Arnold Rath zu Ingolstadt war das Sterbelager des Feldherrn. Da lag der würdige Greis, der sieggekrönte Heerführer und Soldatenvater, klaglos, gelassen, auch von Verrat und Unglück ungebeugt.

Wohl, er konnte mit freier Seele auf seine Laufbahn zurückblicken, die reich war an Taten und Mühen. Viel Kummer und Mühsal lag hinter ihm, aber kein verdienter Fluch, keine Träne belastete sein Gewissen. Was menschliche Kraft nach Maßgabe der Umstände zur Linderung der unsäglichen Not der Zeit vermochte, das hatte er geleistet, und den Umschwung der Dinge konnte einen Mann nicht unvorbereitet treffen, den keiner seiner Siege übermütig gemacht.

Er ordnete seine irdischen Dinge, um mit der Welt abzuschließen. Über seine älteren Besitztümer hatte er schon einige Jahre zuvor die letztwillige Verfügung getroffen. Zu seinem Erben setzte er den Sohn seines Bruders Jakob, Graf Werner von Tilly ein. Das Besitztum Tillys war gering. Der Uneigennützigste hatte nie daran getrachtet, und was er etwa erworben, gern verschenkt. Namentlich sein Lieblingsort Altötting, seine nunmehrige Ruhestätte, wurde zu verschiedenen Malen bedacht. Die Infantin Isabella hatte ihm einst eine kostbare Halskette mit prachtvollen Diamanten übersendet; alsbald weihte er sie der hl. Jungfrau zu Altötting, der „Freude meines Herzens, meiner lieben Frau und Gebieterin“. Die Stadt Hamburg hatte ihm einmal unerwartet ein Geschenk von 1.000 Rosenobel verehrt; er bestimmte sie zu einer täglichen Messe in Altötting. Endlich erwähnen mehrere Geschichtsschreiber noch einer Summe von 60.000 Reichsthalern, welche Tilly sterbend seinen Wallonen vermacht habe, die ihn, „ihren Vater Johann“, in der Schlacht bei Breitenfeld mit ihren eigenen Leibern gedeckt hatten.

Während der greise Held ergeben seinem Ende entgegenharrte, tobte draußen vor den Mauern der Stadt der Schwede. Gustav Adolf war vor Ingolstadt erschienen und hatte die Laufgräben zum Sturme eröffnet. Aber noch auf dem Sterbebette wehte der Geist des alten Heerführers, und sein Neffe, Werner von Tilly, entflamte mit eigenem Beispiele den Mut der Soldaten. In der letzten Nacht, welche Tilly auf der Erde verbrachte, liefen die Schweden zweimal Sturm gegen die Stadt. Während dieser schreckensvollen Stunden hörte der Sterbende nicht auf, die Offiziere, welche ihn umgaben, zur Pflichterfüllung aufzumuntern; er schickte sie bis auf den letzten nach den Wällen und schien noch einmal aufzuleben, um am Kampfe teilzunehmen. Seine Worte riefen, als sie den Soldaten hinterbracht wurden, die lebhafteste Begeisterung hervor. Die Schweden wurden mit ungeheuren Verlusten zurückgeschlagen, und noch einmal schien dem großen Manne der Sieg lächeln zu wollen, der ihn so lange begleitet hatte.

So kam der 30. April herauf, der seinem Leben die Marke setzte. Sein Beichtvater, ein Jesuit, war beständig um ihn, nach dem eigenen Willen des Feldherrn. Gegen die Abenddämmerung gab Tilly, indem er das Kreuz machte, ein Zeichen, dass die Todesstunde näher rücke. In diesem Augenblicke ließ er seinen Neffen an sein Bett treten, reichte ihm zum letzten Male die Rechte, und segnete ihn. Seine alten Freunde Witzleben und Ruepp ließen sich, mit Tränen in den Augen, jetzt auf die Knie nieder und baten gleichfalls um seinen Segen. Er erteilte ihm und empfahl Ruepp, dem Generalkommissar, der ihn seit langen Jahren auf allen Fahrten begleitet, sein Hausgesinde. Dann legte er sich zurück, und sammelte sich im Gebete. Eine Stunde später bemerkte der Beichtvater, der, neben dem Bette kniend, betete, dass Tilly seine Augen mit einem gewissen Ausdruck des Bangens nach seiner Seite hin wende. Alsobald rief der Ordensmann: „In te, Domine, speravi, non confundar in aeternum. – auf Dich, o Herr, habe ich gehofft; in Ewigkeit werde ich nicht zu Schanden werden!“

Es waren die Worte des königlichen Sängers, welche Tilly selbst von seinem Beichtvater in der Sterbestunde sich zugerufen wünschte. Als er sie vernahm, schien er erquickt und gehoben, und seine Gesichtszüge erheiterten sich. Er warf einen

letzten Blick voll Liebe auf das Bild des leidenden Christus und gab dann seine Seele Gott zurück.

Otto Griedner, München 1892

TILLY IM FRIEDEN

Zum heißen Kampf zogst Du dem Heer voran,
der Feinde waren viel in engem Bunde,
Verleumdung hieb nach Dir mit scharfem Zahn,
Dein Blut gabst, Tilly, Du aus mancher Wunde.
Nicht Schloß noch Hütte bot Dir stille Rast,
der Tod war Dir in fremdem Haus beschieden;
nach Müh´ und Drangsal Du gefunden hast
erst Ruhe in des **G r a b e s F r i e d e n.**

Doch nur von außen hat der Sturm getobt
und um Dein sorgenvolles Haupt gewütet;
Die reinste Maid, der Treue Du gelobt,
Maria hat beschirmt Dich und behütet.
Gar hohen Preis Dein edler Dienst gewann,
weil allzeit Du die Lust der Welt gemieden:
viel Bess´res, als die Erde bieten kann,
den ungestörten **H e r z e n s f r i e d e n.**

Nun freuest Du Dich in der Seligen Kreis,
Du schaust Maria mit dem lieben Kinde;
es grünet dort ein ewig Lorbeerkreis,
dass es um Deine Heldenstirn sich winde.
Fürs Recht gekämpft hast Du in blut´ger Schlacht,
besiegt den Feind in eigner Brust hienieden –
den Lohn hat Dir der Herr vertausendfacht
durch ewige Ruh im **H i m m e l s f r i e d e n.**

Johann Baptist Mehler, Regensburg 1903.

In der Gruft der Altöttinger Tillykapelle ruhen:
Johan Tserclaes Reichsgraf von Tilly (1559 – 1632),
dessen Neffe Werner Tserclaes von Tilly (1599 – 1651)
mit seiner Gemahlin Franziska Barbara,
geborene Prinzessin von und zu Liechtenstein (1604 – 1653)
und deren Kinder Coloman Franz (1642)
und Maria Franziska (1630 – 1646).
R.I.P.

*Zusammengestellt von Br. Elias-M. Spreng OFM Cap., Kapuzinerkloster St. Magdalena
Altötting 2009*